

Kultur, Arbeit und Besitz im Evangelium.

Besitz und Arbeit sind die zwei Pfeiler der Wohlfahrt, die Bedingungen und Formen der Kultur. In diesem Wort faßt der moderne Gedanke zusammen, was der Menschheit wertvoll und erreichbar ist, was ihre Tatkraft würdig beschäftigen und ihre Bedürfnisse würdig befriedigen kann. Wie stellt sich das Evangelium zu den Gütern und Aufgaben der Kultur?

Die Frage ist vielfach gestellt und dringend nahegelegt und zwar von Seiten des Glaubens wie des Unglaubens. Die Kultur als Arbeit wie als Rechtsordnung glaubt von der Religion und vom Evangelium Anerkennung und höhere Weihe erwarten zu müssen, zunächst um ihrer selbst willen, aber auch darum, damit Religion und Evangelium dem modernen Denken gegenüber ihr eigenes Ansehen behaupten. Die historische Kritik hat die Unterscheidung zwischen Kirche und Evangelium weiten Kreisen geläufig gemacht. Infolgedessen gilt ihnen der Interessenbund zwischen Kirche und Staat, sowie die Weihe, mit denen die kirchliche Lehre das Eigentum und die Standesunterschiede als göttliche Ordnungen verklärt, nicht mehr als Beweisgrund dafür, daß auch Christus und das Evangelium dieselben Grundsätze vertreten. Gerade im Lukasevangelium glaubt man einen scharfen Gegensatz zu Besitz und Arbeit ausgesprochen zu finden. Man erinnert an die Seligpreisung des armen Lazarus, an die Bevorzugung des verschwenderischen Sohnes vor dem arbeitsam pflichtbewußten Sohne, an die vier Wehe und an die Verdammung des Reichen um des Reichtums willen, an die Auffassung des Gottesreiches im Diesseits und Jenseits als Ausgleichung der Schicksale im Sinne eines gründlichen Wechsels der Rollen.

Arbeit schafft die Kulturgüter; der Besitz ist die Folge und Form der Kulturarbeit. Besitz und Arbeit sind nicht zu trennen: Werterzeugung und Wertgenuß. Mit beiden ist das innere und äußere Wohlbefinden im Sinn der allgemeinen Gesundheitspflege wie des freudigen Lebensmutes verbürgt. Stimmungen, welche den Druck des Elends und den Wunsch des sozialen und politi-

ſchen Umſturzes durch höhere Gewalt atmen, gedeihen, wie uns der moderne Geiſt verſichert, nur dort, wo man noch nicht gelernt hat, in der werterzeugenden Arbeit, in der planmäßigen Befriedigung der Bedürfniſſe, in der wetteifernden Fürſorge für den leiblichen und geiſtigen Menſchen den eigentlichen Lebensinhalt und Lebensgenuß zu ſehen. Viele finden nun, daß gerade der Geiſt, der aus dem Lukasevangelium ſpricht, im ſchroffſten Gegenſatz zu der Werthſchätzung ſtehe, welche die Kulturwelt der Arbeit und dem Beſitz entgegenbringt. Die Worte und Gedanken, in denen uns die Grundſätze des Lukasevangeliums gegenübertraten, ſind zum Beweis vollgenügend. Alle ſtimmen zuſammen in dem vierfachen Heil und Wehe, welches bei Lukas die acht Seligpreisungen der Bergpredigt erſetzt. „Selig ihr Armen; denn euer iſt das Gottesreich! Selig, die ihr jezt hungert: denn ihr werdet geſättigt werden! Selig, die ihr jezt weinet: denn ihr werdet lachen. Selig, wenn euch die Menſchen haſſen . . . um des Menſchenſohnes willen; ihr werdet an jenem Tage jubeln und frohlocken . . . Aber wehe euch, ihr Reichen: denn ihr habt euren Troſt dahin. Wehe euch, ihr Geſättigten: denn ihr werdet hungern. Wehe euch, die ihr jezt lachet: ihr werdet trauern und weinen. Wehe euch, wenn euch die Geſamtheit der Menſchen Beifall ſpendet: denn das haben eure Väter den falſchen Propheten getan.“ Luc. 6, 20—26.

Chriſtus und der Beſitz.

Fast jeder will in Chriſtus das Ideal und die Autorität für die Denkweiſe finden, welche er als die wahre Weltanſchauung und Religionsauffaſſung vertritt. Darum ſind die einen darauf gerichtet, in Jeſus den ſozialen Heiland und Befreier zu erkennen, während die andern voll konſervativer Abneigung gegen alle zielbewußten, planmäßigen und durchgreifenden Umgeſtaltungen, im Evangelium den göttlichen Schutzbrief für die beſtehende Ordnung verehren. Jeſus habe nichts weniger erſtrebt als eine Verbeſſerung der irdiſchen Verhältniſſe. Übrigens gibt es auch Beurteiler, welche Jeſum deswegen geringschätzig ablehnen, weil er die Armut und das Elend verherrlicht und eine Religion der Demut und Geduld, der Kraftloſigkeit, der Paſſivität, der Dekadenten, der Enterbten, geſchaffen habe. „Widerſtehe nicht dem Böſen!“ Mt. 5, 36: das ſei Jeſu Grundgedanke. So Niechſches Antichriſt.

Die geschichtliche Stellung zum Mönchtum und Ordenswesen ist ein zweiter Grund, der die Unbefangenheit der Untersuchung beeinflusst. Die Seligpreisung der Armut und die Aufforderung, all sein Vermögen hinzugeben, wurde die Charta magna des weltflüchtigen Mönchtums. Insofern damit eine Befreiung von der Sorge und Last der irdisch-weltlichen Arbeit sowie der Pflichten gegen Staat und Familie vollzogen wurde, fand man die Berechtigung dafür in der Bevorzugung der beschaulich lauschenden Maria vor der um Jesus bemühten und arbeitend besorgten Martha. Vom protestantischen Standpunkt aus verwirft man den Kultus der freiwilligen Armut und des betrachtenden Gebetslebens, wie er im Ordensleben geübt wird. Man ist deshalb genötigt, die vielen Worte der Evangelien, welche dazu ermuntern und auffordern, und insbesondere das ganze Lukasevangelium mit allem Aufwand von Scharfsinn anders zu deuten. Ohne Vergewaltigung ist dies bei der Klarheit der Worte Jesu unmöglich.

Man hilft sich zunächst mit der Annahme, daß das wirtschaftliche Elend damals in Palästina ungewöhnlich groß und die Wohltätigkeit der Besitzenden und der Frommen, insbesondere der Pharisäer und Priester sehr gering gewesen sei. Beides ist geschichtlich unrichtig. Das Bild wirtschaftlicher Zustände, welches den Hintergrund des Evangeliums bildet, ist nicht dasjenige düsterer Not und allgemeiner Verarmung, am wenigsten in Galiläa. Die Jünger selbst stammen aus Familien von bescheidenem Wohlstand. Die Wohltätigkeit stand gerade bei den Pharisäern hoch in Ehren. Die Klagen über Härtherzigkeit beziehen sich auf den hohen Priesteradel und die Sadduzäer. Die sozialen Segnungen des mosaischen Gesetzes waren ein Vorzug Israels zur Zeit Jesu. Die Mahnungen der Bergpredigt gehen nicht so sehr auf die Pflicht des Almosengebens, als darauf, daß man bei den Werken der Nächstenliebe sich von allen selbstsüchtigen Nebenabsichten rein erhalte. Ebenso ist es geschichtlich unhaltbar, daß in der Zeit Jesu wirtschaftliche Armut und geistige Empfänglichkeit für das Gottesreich meistens zusammengegangen seien und darum füreinander gesetzt werden konnten. Wohl unterlagen die Pharisäer oft der Neigung, jene Volkskreise selbstgerecht zu bemitleiden, welche nicht in der Lage waren, die vielen Vorschriften zu kennen und zu üben, von denen das Heil abhängig geglaubt wurde. Allein im Evangelium sind es nicht die armen und arbeitenden Volksmassen, sondern die reichen



Zöllner und Sünder, welche als Gegenstand der pharisäischen Geringschätzung erscheinen. Sodann gehörten die Pharisäer und Schriftgelehrten selber nicht vorwiegend zu den wohlhabenden Ständen. Ihr Grundsatz, immer zur Gesetzeskunde ein Handwerk zu treiben, bestätigt dies. Andererseits sind die bekanntesten Jünger und Anhänger Jesu gerade aus bürgerlich wohlhabenden Kreisen hervorgegangen.

Kann man an der Tatsache vorbeikommen, daß Jesus die freiwillige Verzichtleistung auf allen Besitz als Forderung an einzelne und als Tat besonderer Vollkommenheit geltend gemacht hat? Die Anerkennung dieser Tatsache ist kein „Franziskanisches Mißverständnis“, wie Harnack meint. Ebenso wenig ist es die Annahme, daß man dann von milden Gaben und Almosen leben dürfe. Die einzige Form ist das Betteln um die notwendigen Lebensbedürfnisse nicht; die Arbeit ist vielmehr der nächstliegende Weg, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wenigstens so lange, als der hochgesinnte Idealismus den Menschen nicht über die Notdurft des Lebens hinaushebt. Auch die Jünger der freiwilligen Armut wollen durch Arbeit den Lebensunterhalt verdienen; — aber wie es dem Geiste des Lukasevangeliums entspricht, nicht durch Rechtsanspruch, sondern durch Liebesgaben des dankbaren Volkes.

Die Jünger der freiwilligen Armut wollen durch ihr Beispiel und Wirken die geistigen Bedürfnisse des Ewigkeitsmenschen wecken und befriedigen, also dem von der Not und Last der Welt umstrickten Volke die Wohltaten der geistlichen Fürsorge erweisen und es über die Selbstsucht des irdischen Treibens in das Gottesreich der Interessengemeinschaft und der Liebe erheben. Sie wollen den Enterbten die Not des Daseins tragen helfen durch geistige Befreiung von innen wie durch Hilfe von außen. Kurz, sie wollen durch ihre Nachfolge des aus Liebe arm gewordenen Jesus dem Gottesreich der Liebe dienen und das Reich der Selbstsucht überwinden, jene Selbstsucht, welche die Herzen trennt und die Güter in totes Kapital verwandelt. Dürfen die, welche so vertrauensvoll ihr ganzes Leben für die Liebe wagen, nicht darauf rechnen, daß der Geist dieser Liebe ihnen ohne Rechtsanspruch von Tag zu Tag gewähre, was zu des Lebens Notdurft notwendig ist und was sie durch eigene Arbeit nicht unmittelbar verdienen können, weil sie sich dem Dienst der Seelen und den Werken der geistlichen Barmherzigkeit verpflichtet fühlen? Dürfen sie nicht darauf rechnen, daß ihnen das dankbare

Volk durch Werke der leiblichen Barmherzigkeit vergelte, was es von ihnen an geistigen Gütern empfängt? Jesus hat ausdrücklich die Werke der leiblichen Barmherzigkeit warm empfohlen und sogar eindringlich versichert, daß man ihm selber erweise, was man dem geringsten Menschen tue: ja er hat in der Gerichtsweisagung die guten Werke der Nächstenliebe für den Schlüssel des Himmelreichs erklärt. Folglich waren die Heiligen, welche wie Franz von Assisi den Weg der freiwilligen Armut als den Weg der Vollkommenheit und der Nachfolge Jesu erwählten, unbestreitbar im Rechte. Das Wort Pauli bleibt darum doch die Regel: „Der Herr hat befohlen, daß die, welche das Evangelium verkünden, sich auch vom Evangelium ernähren sollen.“ 1. Kor. 9. Es liegt dies in der Natur der Sache und ist im allgemeinen kaum anders denkbar. Aber gerade Paulus bezeugt auch, daß das Leben von den freiwilligen Gaben der Befehrten eine empfindliche Abhängigkeit mit sich bringe. Er selbst hat deshalb zumeist darauf verzichtet und hat sich von seinem Handwerk ernährt, trotz des für seinen Glaubenseifer empfindlichen Zeitverlustes. Es besteht also eine vollkommene Gleichung zwischen dem Grundsatz des Evangeliums und dem des Apostels Paulus.

Ob man, dem Namen „Bettelorden“ entsprechend, die Form, wie diejenigen die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse besorgen, welche dem Worte Jesu folgend ihr ganzes Vermögen hingeben, „Betteln“ nennt oder wie immer, ist sehr untergeordnet. Alle Mönchsorden wollen irgendwie den Kultus der Armut üben, aber nicht alle sind Bettelorden. Die Bettelorden selber sind dies nicht in gleichem Maß und gleicher Art. Wenn sie das Terminieren oder die Bitte und Einsammlung von Almosen als Einrichtung festhalten, so mag dieser Gebrauch wohl in empfindlichem Gegensatz zum modernen Geiste stehen. Allein was steht nicht alles in peinlichem Gegensatz zur modernen Durchschnittsbildung? Welcher Heros des Geistes, welcher große Philosoph oder Religionsstifter paßt in die Formen des modernen Geistes, des jeweiligen Zeitgeistes und der jeweiligen Durchschnittsbildung? Die große Menge vertritt immer durch die Wucht ihrer Anzahl die Mittelmäßigkeit, die Flachheit der Lebensauffassung, die Genügsamkeit des Geistes, und hat darum für die Heroen des Idealismus kein volles Verständnis. Niemand wird die terminierenden Bettelmönche um die Annehmlichkeiten ihrer Almosengänge beneiden. Man wird ebensowenig zweifeln, daß die

Klöster ganz ruhig ohne materielle Einbuße auf diese peinlichen Almosengänge verzichten könnten. Aber würde nicht ein Zug des edelsten Idealismus dem modernen Volksleben abhanden kommen, wenn der almosensammelnde Klosterbruder aus unseren Städten und Dörfern verschwinden müßte? Ist nicht schon das von einzigartigem Wert, daß die Klostersgemeinde von der Liebe des gläubigen Volkes abhängig bleiben will? Daß sie in dem zutraulichen Verhältnis zu dem arbeitenden Volke stehen und bleiben will, welches die Voraussetzung des Terminierens ist? Und wie leicht könnten die Klöster von all den wechselnden Stimmungen der betreffenden Volkskreise unabhängig werden! Es ist der geheimnisvolle Zauber jenes Himmelsbildes, das einst ein Franziskus im Bettelweib „Armut“ erkannte und sich als Braut erkor.

Wenn man die religiöse und sittliche Hoheit einer solchen Sinnesweise würdigt, ist deshalb keineswegs die Absicht auf eine allgemeine Verelendung und möglichste Ausbreitung der Armut gerichtet. Schon Buddha erkannte, daß der Stand der freiwilligen Armut nur möglich sei innerhalb einer Bevölkerung, welche Besitz und Arbeit pflegt. Und doch hat die vollkommene Armut im Buddhismus eine wesentlich größere und allgemeinere Bedeutung als im Christentum. Dort ist sie die Erlösung selber. Vom Standpunkt des Evangeliums ist und bleibt sie eine Tat hochgesinnter Freiheit. Die Hauptsache bleibt indes die Eroberung des Reiches Gottes. Arm in der Welt, aber reich bei Gott! In diesem Reichtum liegt der Schwerpunkt.

Es war offenbar die Wucht der unzweideutigen Aussprüche Jesu, was Harnack zu der Äußerung veranlaßt, Jesus fordere von den Missionaren, vielleicht auch von den Seelsorgern, den Verzicht auf ihr Vermögen. „Mindestens aber sollte es bei ihnen strenger Grundsatz sein, sich um Besitz und irdische Güter nur so weit zu kümmern, daß sie selbst nicht andern zur Last fallen, darüber hinaus aber sich ihrer entäußern.“ S. 62. Es ist leicht, eine Grenzlinie zu ziehen zwischen dem geschäftsmäßigen Bemühen um stetes Wachstum des Besitzes und dem einfachen Bezug seiner privaten und amtlichen Einkünfte. Hier liegt der Kernpunkt der ganzen Frage. Paulus gibt dafür die Lösung 1. Kor. 7, 20—35. Allein schwer ist es anzugeben, wo für den Seelsorger und Missionar (insbesondere wenn er Familienvater ist) die Grenzlinie ist, über die hinaus er keine Bedürfnisse wissenschaftlicher, künstlerischer, gesellschaftlicher Art für

sich und die Seinigen, oder charitativer Wirksamkeit mehr kennen soll. Wie steht es endlich mit denjenigen, welche den künftigen Seelsorgern und Missionaren diese Pflicht des Vermögensverzichtes aus dem Evangelium darzutun haben? Der eigentliche Reichtum ist das grundsätzliche Vermehren des Besitzes um des Besitzes selber willen, nicht um der Lebensbedürfnisse willen. Auch die Frage erhebt sich: Würde ein Mann, der sich berufsmäßig der Religion oder der Wissenschaft oder sonst einem idealen Zweck widmen will, dadurch wirklich von zeitlichen Sorgen befreit, daß er sein Vermögen herschenkt? Es scheint, daß er gerade dann in drückende Not und Nahrungsorge geraten und in seinem idealen Beruf sehr gehemmt würde. Ganz anders natürlich, wenn ein Orden für ihn die zeitliche Sorge übernimmt. Die Armut besteht in diesem Falle darin, daß man auf zeitlichen Vermögenserwerb und Geschäftsgewinn als Berufszweck grundsätzlich verzichtet. Das tut auch der Weltgeistliche und der Gelehrte, wenigstens im Gebiet der idealen Wissenschaften.

Was man um der Lebensnotdurft willen erwirbt, ist nicht im eigentlichen Sinne Besitz, sondern Notwendigkeit und Belastung. Besitz und Reichtum beginnt erst dort, wo derselbe als Gut und als Zweck um seiner selbst willen geschätzt und gepflegt wird. Was als Besitz und Erwerb dazu dient, um überhaupt menschenwürdig bestehen und wirken zu können, ist mehr Armut als Reichtum. Was nur erworben wird, um deshalb wieder ausgegeben zu werden, weil die Notdurft des Lebens und die Pflicht des Berufes wie der Fürsorge für Familie und für den Nächsten dies fordern, ist eben ein Erwerb der Armut. Reich ist nur der, der in menschenwürdigem Sinne leben und wirken kann, ohne durch Arbeit und Beruf ein Einkommen zu erwerben. So versteht die Kirche den Reichtum und die Armut. Selbstverständlich gehört zur menschenwürdigen Existenz nicht nur die Bewahrung vor der Gefahr des Verhungerns und Erfrierens, sondern die Beschaffung alles dessen, was zur geistigen Ausbildung der Seele in wissenschaftlicher wie praktisch-charitativer Richtung notwendig ist. Der Mensch ist nur Mensch, wenn er der Wahrheit und der Liebe zu leben vermag. Nicht das Leibesleben macht den Menschen zum Menschen, sondern die Möglichkeit, der Wahrheit und Vollkommenheit zu leben und sich in die Güter hineinzuleben, welche um ihrer selber willen wertvoll sind. Der Mensch hat die Möglich-

keit, eine wahrhaft menschliche Persönlichkeit zu werden nur dann, wenn er zugleich auch für andere und für die Gesamtheit ein Bahnbrecher des Guten und der fortschreitenden Vervollkommenung zu sein vermag.

Andrerseits ist nicht zu verkennen, daß Besitz und Vermögensmehrung von der Gesellschaft als selbständige Berufszwecke um ihrer selbst willen wertgeschätzt und gepflegt werden. Diese Auffassung beseelt alle produktiven Berufsformen, alle Industrie und allen Handel. Es sind diese Berufszwecke mit wahrer Sittlichkeit und Religion vereinbar. Natürlich müssen sie grundsätzlich in die höhere Aufgabe des Himmelreichs eingegliedert werden. Aber hier kommt es darauf an: dieser Erwerb und Besitz zur Mehrung der Güter ist etwas wesentlich anderes als der Erwerb und Besitz, zu dem ein pflichtbewußter Mensch, der nicht auf Kosten fremder Arbeit leben will, genötigt ist, um überhaupt als Mensch bestehen und wirken zu können. Es gibt einen Erwerb und Besitz, der dem Reichtum dient, und einen Erwerb und Besitz, welcher von der Armut gefordert ist und der Armut dient, der eigenen wie der des Nächsten und der Gesamtheit. Nicht der ist arm im Sinn der Seligpreisung, der sich der Erwerbs- und Arbeitspflicht entzieht, obgleich er nicht anders leben kann, nicht der, der als Parasit ohne Entgelt vom Schweiße fremder Arbeit zehrt, der sich also von andern umsonst ernähren läßt, sondern nur der, welcher blos deshalb erwirbt und besitzt, um der Notdurft des Lebens und Wirkens, der Pflicht der Fortbildung und der Liebe gerecht zu werden, der nur einnimmt, um wieder in irgend einer Form geben zu können. Je sorgloser ein Mensch ohne Berufsarbeit in menschenwürdiger Weise existieren kann, desto reicher ist er; je mehr einer arbeiten und erwerben muß, um das zu erfüllen, was Pflicht und Liebe von ihm fordern, Liebe zur Wahrheit und zum Fortschritt, wie Liebe zum Nächsten, zu den Angehörigen wie zu den Menschen überhaupt — desto mehr steht er im Banne und im Dienste der Armut.

Christus und die Arbeit.

David Fr. Strauß hat alte Klagen in dem Urtheil zusammengefaßt: Das Evangelium habe keinen Sinn und keinen Segen für die berufsmäßige Pflege der Arbeit, für den Fortschritt im Wissen und Können, für das Ringen um Erkenntnis und Verwertung der

Naturkräfte. Nur ein uraltes heiliges Vorurteil lasse das Evangelium dem modernen Geist immer noch als verehrungswürdig erscheinen. Ähnliche Empfindungen äußern auch jene, welche an die christliche Gestaltung der industriellen Arbeit als ihre Lebensaufgabe in der Hoffnung herantreten sind, im Evangelium das erlösende und richtunggebende Wort, kurz die große Gottesweihe für die arbeitende Welt, und damit zugleich die zügelnde Macht für deren wilde Triebe zu finden. Sie fühlen sich in dieser Aufgabe von Christus im Stich gelassen. Er bietet ihnen — so ist der unmittelbare Eindruck — das Evangelium der sanften Ergebung, des gelassenen Duldens, des demütigen Verzichtens, des stillen Hoffens auf das Gottesreich von oben. Aber das sind Worte, welche die kraftstrotzende Gegenwart im Gefühle ihrer Leistungen und Fortschritte nicht als frohe Botschaft für die Gesunden und Starken deutet, sondern als Beschwichtigung und Linderung, die einer unrettbar dem langsamen Dahinsterben verfallenen Gesellschaft den Todeskampf erleichtern sollte und konnte. Man will kein Evangelium der greisenhaften und lebensmüden Dekadenz, sondern des arbeits- und zukunftsfrohen Kulturfortschritts.

Hat Christus der arbeitenden Welt ein Evangelium zu bieten oder nicht? Vermag das Evangelium Christi der modernen Kulturarbeit, ob sie mit der Maschine oder mit der exakten Forschung vorwärts und aufwärts strebt, Richtung, Kraft und Weihe zu geben? Wenn nicht, dann wäre sein Evangelium eben nicht mehr das Evangelium der Gegenwart, nicht mehr die Religion der Arbeitwollenden, nicht mehr die Religion der Gesunden, der arbeitsfrohen, arbeitsstolzen, kampfesfreudigen Gegenwart!

Es ist nicht so leicht, den Wert des Evangeliums für die Welt der modernen Kulturarbeit nachzuweisen. Vielleicht ist es nicht so schwer, zu empfinden, daß das Urteil von Strauß und Niebische nicht zutrefte: allein der Nachweis, daß beide unrecht haben, ist mit dieser Empfindung noch nicht geliefert. Man hat zur Rechtfertigung des Evangeliums gesagt, es beziehe sich überhaupt nicht auf irdische Verhältnisse und wolle keine Gesetze für sie geben. Das Evangelium überlasse es dem Menschen, wie er sich im irdischen Leben bewähren und dem Nächsten dienen wolle. Allein dieselben Forscher mußten doch wieder gestehen, daß Christus allerdings das Reich des Friedens, der Liebe, der Gerechtigkeit

und der Segensfülle auf Erden verwirklichen wollte, daß er eine Gemeinschaft unter den Menschen stiften wollte, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not. Ja, es scheine, Jesus habe eine Gesellschaftsordnung für möglich gehalten, in welcher der Reichtum als Privatbesitz nicht existiert. Harnack a. a. O. 64. 65. 78. Man hat darauf hingewiesen, daß sich das Evangelium mit einer zeitgeschichtlichen Kulturform belastet hätte, wenn es sich um die Kulturaufgaben ausdrücklich bekümmert hätte. Die katholische Kirche sei noch ins Mittelalter verstrickt, weil sie damals form- und gesetzgebend auf die Fragen des Fortschritts und der Kultur eingegangen sei. 76.

Allein es ist ein weiter Unterschied zwischen einer grundsätzlichen Anregung für die Kulturaufgaben einerseits und der zeitgeschichtlichen Parteinahme für diese oder jene Richtung anderseits. Hat sich denn die Offenbarung zeitgeschichtlich belastet, wenn sie dem Urmenschen in der ersten Schöpfungsgeschichte das große Gebot der Naturbeherrschung und der Arbeit mitgab? Das erste Gotteswort hat dem Menschen die Aufgabe fortschreitender Erforschung und Verwertung der Naturkräfte gestellt. Das erste Gotteswort ist die magna charta alles Kulturstrebens durch Wissen und Können. Gen. 1, 26—28. „Werdet vollkommen wie Gott!“

Harnack hat, um das Evangelium zu rechtfertigen, daran erinnert, daß die Arbeit doch zu drei Vierteln stumpfmachende Mühsal, und daß die moderne Lobpreisung der Arbeit vielfach leeres Gerede und Heuchelei sei. „Nein, wir leben nicht so viel als wir arbeiten, sondern so viel wir uns der Liebe anderer erfreuen und selbst Liebe üben . . . Arbeit ist ein schätzenswertes Ventil, welches wir brauchen gegenüber größern Nöten; aber sie ist an sich kein absolutes Gut und wir können sie nicht mit unsern Idealen zusammenstellen. Ähnliches gilt von dem Kulturfortschritt . . . Wenn man älter geworden ist und tiefer ins Leben sieht, findet man sich, wenn man überhaupt eine innere Welt besitzt, durch den Kulturfortschritt nicht gefördert. Man findet sich vielmehr an der alten Stelle und muß die Kräfte auffuchen, die auch die Vorfahren aufgesucht haben. Man muß sich heimisch machen im Reiche Gottes, des Ewigen und der Liebe.“ 76. 77. Wer wollte den reichen Wahrheitsgehalt dieser Gedanken bestreiten? In der Tat: man ist von den Kulturbestrebungen und Fortschrittshoffnungen begeistert als einem echten und erhebenden Lebensinhalt, so lange, als man damit

am Anfang steht und sich mit unbegrenztem Ausblick das echte Glück und die volle Befriedigung aller Erwartungen in der Zukunft vorzaubern kann. Sobald aber die Erfahrung mit dem Fortschritt selber so weit vorwärts geschritten ist, daß eine Probe möglich wird, und der Ausblick nicht mehr unbegrenzt sein kann und darf, so beginnt die Ernüchterung und Enttäuschung. Dürfen wir dann in das Himmelreich Gottes flüchten? Ist das Himmelreich nicht auch ein wissenschaftlich unbeweisbares Wahngewilde? Gehört es nicht einer andern Kategorie an als der des Wahren im Sinne des Wirklichen und Zukünftigen? Mit Recht sagt Harnack, Jesus habe ein lebhaftes Bewußtsein davon befaßt, daß seine Lehre eine vorwärtstreibende Kraft in sich berge: Kräfte der Liebe, um eine neue Menschheit, ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens zu schaffen: zwar vom Himmel stammend, aber doch für die Erde. Aus der Erkenntnis Gottes sollten die Schwachen zu Helden werden. 77. 78. Wenn das wahr ist, dann ist es eben eine von Christus der Menschheit gesetzte Kulturaufgabe, eine Aufgabe der vorwärtstrebenden Arbeit in der Gotteserkenntnis, also wissenschaftlich; in der Liebe, also sittlich, sozial und praktisch; soweit das menschliche Leben und Elend reicht: also in allen Richtungen des Wissens und des Wirkens. Solglich ist die irdische Kulturaufgabe ein Bestandteil des messianischen Gottesreiches und die Arbeit ein Gebot des Evangeliums!

Wie der Schöpfer den Urmenschen zum fortschreitenden Kampf um Wissen und Können verpflichtet hat, damit er zum Herrscher in der Naturwelt werde, so verpflichtet auch der Erlöser zu fortgesetztem Ringen mit der Wahrheit um die Wahrheit, mit der Gnade um die Gnade (Gen. 32, 25—31), damit so das Gottesreich des wahren Lebens in der Welt durchgeführt werde. Doch wird das messianische Segensreich nicht vom Himmel erwartet? Ist also die Arbeit nicht entbehrlich? Der König und die höchste Vollendung wird allerdings von oben erwartet: aber den Knechten und Jüngern wird gerade im Lukasevangelium in der langen Zwischenzeit der Entwicklung nichts dringender zur Pflicht gemacht, als unermüdliche Arbeit und unaufhörliches Wuchern mit den vorhandenen Gütern und Kräften, mit den Gaben der Offenbarung und Gnade. Und zwar Arbeit um ihrer selber willen, Arbeit, die sich selbst keine Ruhe gönnt und in sich selber ihren Grund und Lohn finden soll.

Woher stammt aber der Eindruck, daß Christus nur für die Armen und Kranken, für die Müden und Elenden, für die Alten und Gebrechlichen als Heiland gekommen sei? „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken!“ „Den Armen und Elenden wird das Reich verkündigt!“ Stellen wir uns auf den Standpunkt der Gesunden und Glücklichen. Richten wir dann die Frage an uns selber: Hätte Christus die Frohbotschaft des Gottesreiches den Armen und Sündern nicht in erster Linie bringen und künden sollen? Wollen die Starken und Gesunden etwa den Vorrang vor den Schwachen und Kranken in Anspruch nehmen? Oder wollen sie es etwa ausschließlich sein, denen das Evangelium des Reiches gilt? Das wäre für sie selber verhängnisvoll. Auch für die Jugend kommt die Zeit des Welkens, auch für die Gesunden droht Krankheit und Elend. Wollen die Starken dann vom Evangelium verlassen sein? Der Psalmist betet: „Verlasse mich nicht, o Gott, im Greisenalter: wenn meine Kraft dahinschwindet, dann weiche nicht von mir!“ Ps. 70/71.

Die Menschheit und die Völker haben ihre Lebensalter, ihre Krankheiten, ihre Schicksalsschläge. Gerade damals war eine Zeit der ermattenden Greisenhaftigkeit, des Siechtums kulturstolzer Völker. Ihnen hätte der Lobpreis irdischer Kulturarbeit und weltlicher Schätze wie Hohn geklungen. Da für waren sie zu alt und zu erfahren, wenn auch für den kraftvollen Verzicht zu schwach und zu matt. Ja, wenn ihnen einer einen neuen Ausblick eröffnet, eine neue Arbeit gegeben, eine neue Welt zur Eroberung gezeigt hätte! Christus hat es getan: aber erobern sollten sie die neue Welt mit eigener Kraft und mit eigener Anspannung. „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!“ Alle Liebe und Kraft für dieses neue Reich! Sie sollten ja daran wieder Jugend und Lebenskraft gewinnen, wenn auch auf Erden nur für einige Zeit. Die Hauptsache blieb die Wiedergeburt zum Bürger und Eroberer eines ewigen Lebens, eines göttlichen Reiches, eines unvergänglichen Lebensinhaltes. Denn in der Welt des Stoffwechsels herrscht das Gesetz des Alterns und Vergehens. Keiner bleibt jung, stark, gesund: jeder findet sich einmal in der Gruppe der Dekadenten, der Müden, Armen, Elenden, Enttäuschten, Trauernden, Sterbenden! Dann wird auch ihm das Evangelium Christi mit seinem Erbarmen für Schwäche und Not höchst modern und zeitgemäß erscheinen! vielleicht zu modern und anspruchsvoll!

Denn es kündigt denen, welche unaufhaltsam dieser Welt mit ihren Gütern und Arbeitsaufgaben ent wachsen, nicht etwa die Beschwichtigung und Betäubung einer schmerzlosen Loslösung, sondern die Hoffnung und Aufgabe eines neuen höhern Reiches. Um erst dann dafür zu arbeiten und zu kämpfen, dafür ist es zu spät, die Kraft zu abgelebt. Verurteilt es die Weltmüden nun etwa dazu, als Bettler die neue Hoffnung einfach von höherer Gnade müßig zu erwarten? Damit dies nicht sei, darum hat das Evangelium von Anfang an und ohne Unterschied allen die Nichtigkeit der irdischen Kulturgüter und Kulturarbeiten vor die Seele gestellt. Man soll nicht Jugend, Kraft, Gesundheit, Tatendrang, Hoffnung und Lebensmut ausschließlich in dem Vergänglichen vergeuden und dann doppelt arm an den Gestaden des Todes anlangen! Das Evangelium Jesu ist ein Evangelium der Arbeit und des Kampfes: aber die Arbeit soll den Menschen unsterblich machen! Man soll einen Kampf und eine Arbeit wählen, welche die Kraft, die sich ihr widmet, nicht hinsiechen macht und nicht verzehrt, sondern verjüngt und verewigt.

Das Evangelium gilt allen, wenn es den Armen, Müden, Kranken, Absterbenden den Trost und das Heil des Gottesreiches kündigt, aber es wendet sich ausdrücklich nur an diese, weil die Aufgabe der geistigen und körperlichen Anstrengung nur denjenigen abgenommen wird, welche sie nicht mehr leisten können. Aber noch mehr deshalb, weil alle in der unausbleiblichen Notwendigkeit der Loslösung aus dieser Welt sich selber als die Armen, Lebensmüden, Dekadenten erkennen und darum von Jugend an mit ihrer unverbrauchten Lebenskraft sich den Trost ihres Alters, den Reichtum im Tode erwerben und sicherstellen sollen: als kluge Verwalter, als treue Knechte, als wachsame Seelen! Armut ist nicht bloß gegeben, wo der Hand die Güter fehlen, die sie besitzen möchte, sondern noch mehr dort, wo die Hand nicht mehr imstande ist, die Güter zu besitzen und zu benützen, obgleich sie bereit stehen. Das Evangelium, vor allem das Lukasevangelium, will durch seine Fassung des Wortes dafür sorgen, daß der Mensch jung, stark, arbeitsfroh, erfolgreich und kulturkräftig sei, nicht nur und nicht zuerst für das, was ihn einst verläßt und täuscht, sondern für das, was ihm ewige Treue hält — wenn er sie ihm in der Zeit gehalten.

Wer die Arbeit als Kulturideal und Lebenszweck hochhält, darf

es dem Evangelium nicht zum Mangel anrechnen, daß es die Wahrheit nicht zu müheloser und darum oberflächlicher, wirkungsloser, scheinbarer Hingabe darbietet, wenigstens nicht den Gesunden und Starken, sondern in echt orientalischer Weisheitsform durch die befremdliche Form das Denken reizt, das Geheimnis aus der Hülle des Gleichnisses herauszuarbeiten und so selber die Erkenntnis aus ihrer Tiefe heraus zu erleben.

Vier Wehe sind es, wodurch Christus im Lukasevangelium die Schärfe der vier Seligpreisungen steigert. Wie erklärt sich diese Abweichung von der Bergpredigt bei Matthäus? Im Matthäusevangelium stehen diese Lehrgedanken am Anfang des öffentlichen Wirkens, ehe ein feindseliger Widerspruch gegen die Frohbotenschaft erfolgt war. Im Lukasevangelium nimmt die Gedankenentwicklung bereits Stellung zu der *Feindschaft*, die von den Reichen, Satten, Führenden und Starken dieser Welt gegen Jesus und sein Gottesreich betätigt worden war.

Es ist nicht der Besitz und die Arbeit als solche, nicht die Lebensfreude als solche, denen die vier Wehe gelten. Denn fast alle Reden Jesu gerade im Lukasevangelium bewegen sich in den Kategorien des Erwerbs, des Besitzes und der wuchernden, strebenden, unermüdlichen Arbeit. Eine zündendere Aufforderung zum Erwerb und zur Arbeit ist kaum zu denken als das Evangelium Lukas. Das Reich Gottes ist nicht nur der Inbegriff aller Güter, sondern geradezu die Anspannung aller Kraft, um ihrer teilhaft zu werden für sich und den Nächsten. Das Gottesreich ist Besitz und Arbeit, und zwar Besitz durch Arbeit, durch die Arbeit des Erwerbs, durch die Arbeit der Liebe. Folglich ist das Gottesreich die Kultur, und zwar die wahre, höchste, ewige Kultur. Der Besitz des wahren Gutes und die Arbeit um den wahren Lebensinhalt hat keinen gefährlicheren Feind als die scheinbaren Güter und die körperlichen Lebensbedürfnisse. Durch den instinktiven Drang der Begierden und die Übermacht der Eindrücke werden eben die leiblichen Lebensfunktionen tagtäglich dem Bewußtsein als notwendig und genüßreich in ungeschwächter Stärke zur Empfindung gebracht, damit so die leibliche Entwicklung gegen die idealistischen Gefährdungen der Weltflucht, der Aszese, des Wahrheitsverlangens sichergestellt werde.

Die vier Wehe erklären sich auch von einem andern Gesichtspunkt aus. Reich wird von Jesus genannt, wer selber durch den

Besitz, den er hat, im eigentlichen Sinne, im Sinne des Lebensinhaltes reich zu sein glaubt. So nennt Jesus diejenigen gerecht, welche sich selbst für gerecht halten. Jenen Reichen gilt sein Wehe und infolgedessen den Lachenden und Satten, die sich durch ihren weltlichen Besitz so befriedigt fühlen, daß sie keinen anderen Lebensinhalt verlangen. Die Armen sind die, welche von dem irdischen Besitz, Glück und Beruf innerlich nicht ausgefüllt, demselben frei und überlegen gegenüberstehen und sich in ernstem Verlangen und in tief empfundenem, schmerzlichem Entbehren nach dem wahren Lebensinhalt sehnen. Für den Sinn und Gebrauch der Worte Arm und Reich, Satt und Hungrig, Zufrieden und Unzufrieden sind eben die Güter und Tätigkeiten entscheidend, welche man wirklich für den menschenwürdigen Lebensinhalt und für die um ihrer selber willen wertvolle Lebensbetätigung ansieht. Folglich hat der Ausdruck der Seligpreisungen wie der Weherufe in keiner Weise weder einen besitzfeindlichen noch sonst einen gehässig-düstern Charakter. Die Redeweise des Lukasevangeliums offenbart vielmehr, daß für das Denken und Urteilen Jesu trotz aller instinktiven Übermacht nicht Eindruck und Schein maßgebend sind, sondern allein die echte Güte, der wahre Wert. Dem naturhaften Empfinden und dem Alltagstreiben mit seiner öffentlichen Meinung erscheint die Fürsorge für das Leben des Stoffwechsels in ihren unmittelbaren und mittelbaren Formen als befriedigender Lebensgenuß und als ausreichender Lebensinhalt. Von diesem Standpunkt aus ist der gewöhnliche Sprachgebrauch von Reich und Arm, Glücklich und Unglücklich, Hoch und Niedrig bestimmt. Indem Jesus durch seine ganze Redeweise die Falschheit dieses Standpunktes dem Denken nahelegt, lehrt er wie einer der Macht hat, der in der höheren Wahrheit heimisch ist und in ihr so fest und sicher steht, daß er die andern aus dem Zauberbann des naturhaften Scheines und Eindruckes zu befreien vermag.

Es ist noch ein weiterer Gesichtspunkt, der dem Evangelium seine fremdartige Erhabenheit und Überlegenheit über die Wertungsweise der Welt, d. h. des Durchschnittsmenschen, gibt. Hier gilt als Maßstab das Tatsächliche als solches, das was die Dinge für sich und augenblicklich sind. So entspricht es der abstrakten Denkweise, welche alles aus seinen lebensvollen Beziehungen loslöst, und zum beziehungslosen Atom, Gut, Tatbestand macht. In Wirklichkeit liegt aller Wert und alle Wahrheit in der Beziehung, in

der ursächlichen Verwertung, im Wirken und Gebrauchen. Alles ist in demselben Maße wertvoll, wie es als Inhalt, Gegenstand und Zweck einer Lebensbetätigung Wert hat. Der Wert des Tatsächlichen hat seinen Wertmesser in dem Werte für die denkende und wollende Lebensbetätigung des Geistes. Die Welt hingegen unterliegt der Neigung, den irdischen Gütern und Notwendigkeiten nicht bloß den Wert eigentlicher Güter beizulegen, sondern auch ihren Besitz und Erwerb als solchen für wertvoll zu halten, nämlich abgesehen von dem Gebrauch überhaupt, und abgesehen von der richtigen Verwertung. Aller Besitz ist nur wertvoll, insoweit man ihn verbrauchen, verwerten, verwenden kann, außerdem nicht. Nicht so die herrschende Denkweise: da gilt der Besitz und Reichtum um seiner selbst willen für wertvoll, und ebenso der Zeitvertreib und irdische Erwerb. So wird der Besitz und Reichtum der irdischen Güter zu einem Besitz der toten Hand. Denn tot ist die Hand, die nichts mit ihrem Reichtum und Glück anzufangen weiß. Tot ist die Hand, die ihren Besitz und ihr Glück nur für das dem Tod verfallende Leben zu verwerten weiß, die nur für Tod und Vergänglichkeit zu arbeiten und zu wirken weiß. Gegen den Besitz dieser toten Hand und gegen die Arbeit dieser toten Hand sind Jesu Worte gerichtet. Damit auch gegen die Kultur, welche dem Tode verfallen ist und sich über die Linie der Vergänglichkeit weder erheben kann noch will. Diese Kultur ist weder Besitz, noch Arbeit, noch Lebensfreude im wahren Sinn; sie fügt sich ja widerstandslos dem Todesgesetz der Vergänglichkeit. Sie sucht keinen Besitz, der wirklich allumfassend und unvergänglich ist; sie findet keine Arbeit, die in unerschöpflichem Ringen ewige Werte schafft und genießt und so den Adel der Tatkraft mit der Sicherheit und Fülle der Vollendung vereint.

Kultur schafft Werte, sammelt und sichert die Werte, genießt und verbreitet die Werte. Jesus verkündigt als den einen und höchsten Wert das Gottesreich in der Seele und Welt, die im Innern und Äußern herzustellende Gottverähnlichung und Gottgemeinschaft, die Kindschaft Gottes. Er gibt damit der Arbeit die höchste Aufgabe, die Herstellung der gottähnlichen Persönlichkeit. Die Tatkraft kann durch keinen größeren Ehrgeiz aufgestachelt, durch kein erhabeneres Ziel in ewiger Spannung gehalten werden. Jesus gibt dem Streben nach Besitz die Hoffnung auf einen unendlichen Reichtum: auf die unendliche

Weisheits- und Lebensfülle Gottes selber. „Niemand ist gut als Gott allein.“ In der Innerlichkeit der Seele zeigt er das Organ, um diesen Reichtum zu begehren und zu beherbergen und so eng mit der ganzen Persönlichkeit zu vereinen, daß keine Gefahr der Beraubung mehr besteht. In der Liebe zeigt Jesus den Weg, um Besitz und Arbeit in unendlicher Ausdehnung zu betätigen. Jeder soll für alle den höchsten Lebenswert zu schaffen trachten, jeder soll sich des Reichtums freuen, der jedem andern in Gott und Gottes Reich zuteil geworden. Die Liebe, welche die Schranken der Selbstsucht sprengt und die allumfassende Bestimmung des Gottesreiches verkündigt, macht die Lebensaufgabe eines jeden zum Herzensanliegen aller. Die Liebe macht aber auch den himmlischen Besitz und die Seligkeit eines jeden zur Freude und zum Reichtum aller andern. Wenn also Besitz und Arbeit die Grundpfeiler der Kultur sind, so ist das Gottesreich der Liebe die Heimstätte der allein wahren Kultur.

Das Lukasevangelium ist die Frohbotschaft der erbarmenden Liebe, die so allgemein ist, wie die Hilfsbedürftigkeit. Das Gottesreich ist diese Liebe, ihre Arbeit und ihr Besitz. Um dem Gedanken Jesu und des Lukasevangeliums gerecht zu werden, muß man auch das Wort Liebe im richtigen Sinn auffassen. Auch dieses Wort ist in einem wesentlich erhabeneren und folgerichtigeren Sinn genommen, als dies bei der gemeinen Redeweise der Fall ist. Die Liebe ist die Seele aller Ursächlichkeit, der Grund aller Fruchtbarkeit und Selbstmitteilung. Die Liebe ist das Gebende, das Ursächliche, das Tatkräftige, das aus der Abgeschlossenheit Heraustreibende. Die Liebe ist es, welche jede Schranke der Wirksamkeit als Widerspruch empfindet. Keine Einschränkung des Wirkens, keine Einschränkung der zu schaffenden Werte, keine Einschränkung hinsichtlich derer, für die sie Liebe sein will! Jede Einschränkung auf einen Teil macht sie zum Haß gegen den andern Teil. Die Liebe ist als solche allumfassend und ohne Ansehen der Person. Das Evangelium der Liebe ist darum zugleich das Evangelium des Universalismus.

Liebe ist Almosenspenderin oder besser Gabenspenderin; die Not verlangt es so. Aber ihre höchste Offenbarung ist dies nicht. Wenn die höchste Stufe des Seins die Tätigkeit und die Ursächlichkeit ist, wenn das Vollkommenste die Liebe ist, so will die Liebe nicht nur Empfangende, sondern

Gebende schaffen. Die Liebe im wahren Sinne ist Arbeitgeberin. Die Liebe Gottes, der durch seinen Sohn zum Gottesreich beruft, ist eine Berufung zur Arbeit des Gottesreiches, zum Kampf und Opfer um das Gottesreich. Durch Arbeit sollen dessen Güter hienieden in dem eigenen Innern verwirklicht, und die Seelen für Gottes Reich gewonnen werden. Aber auch dies genügt nicht. Die Sendung des Messias ist eine Sendung zur großen Liebestat. Durch die herzerobernde Kraft der Liebe wie durch die überzeugende Kraft der Wahrheit sollen die Seelen für Gottes Reich gewonnen werden. Eben durch das, was Gott und Gottes Reich selber ist. Innerlichkeit, Tatkraft, Liebe. Gewiß, alle drei müssen erst in ihrem Wert entdeckt, in ihrer Kraft erlernt werden. Gerade deshalb, weil ihr Wert so groß und ihre Kraft so einzig ist.

Die Liebe schafft solche, die geben können und geben wollen; die Liebe schafft Werte und Güter, die gegeben werden können und sollen. Die Liebe knüpft Beziehungen, indem sie Bedürfnisse schafft; sie entwickelt Anlagen, welche zur Tätigkeit drängen und Befriedigung fordern, welche den Menschen dem Menschen wertvoll und zugänglich machen, welche die Abgeschlossenheit der selbstgenügenden Ruhe und Selbstsucht sprengen. Die Liebe öffnet den Geist den Gütern und der Unendlichkeit, wie sie es ist, welche die Güter der Unendlichkeit dem Geiste bereit hält. Die Liebe öffnet den einen dem andern und der Gesamtheit. Sie läßt jeden in den anderen und die Gesamtheit in allen Wurzel fassen. So steigert und vervielfältigt sie das Leben aufs höchste, wie in der Lust des Gebens und Empfangens, so des Wirkens und Erringens.

Man glaubt vielfach, das Evangelium habe nur die Liebe des Almosengebens empfohlen. Der tiefste Beweggrund der frommen Nächstenliebe sei nicht die Abhilfe der Not des Nächsten, sondern die Gewinnung himmlischer Verdienste für sich selber. Die Liebe überhaupt sei ein Ideal der Dekadenz, der Verkümmerten, der Leidenden, kurz derer, die Mitleid und fremde Hilfe brauchen. Die Kultur der Antike wie der Neuzeit stamme aus einem andern Geist: aus dem Geiste rücksichtsloser Kraftbetätigung, die jeden auf sich selber stelle und keine schwächliche Schonung, auch keine Schonung der Schwachen kenne. Nicht Unterdrückung der Bedürfnisse, sondern Mehrung derselben; nicht Beschwichtigung der Begierden, sondern Entflammung alles Leben-

wollenden; nicht Genügsamkeit und Friede, sondern rückhaltlose Entfesselung des Strebens und Lebens! Die Wollust ungehemmten Auslebens solle dem Starken nicht gewehrt werden. Freies Spiel der durch keine fromme Fessel von innen, durch keine Gewalt von außen gehemmten Kräfte! Dieser Geist habe die Kultur des Altertums wie der Neuzeit geschaffen, dieser Geist habe den Bann des Mittelalters gebrochen. Nicht die Kirche und nicht das Evangelium habe die Kultur der Gegenwart erzeugt, auch nicht die Predigt der almosengebenden Nächstenliebe. Diese züchte Bettler, weil sie aus frommer Selbstsucht Bettler brauche. Der Geist der Renaissance und der Revolution, der Geist des ungehemmten Selbstauswirkens und der allgemeinen Menschenrechte werde mit Fug als der unverjöhnliche Gegensatz jenes Geistes der Ergebung und der almosengebenden Liebe betrachtet, der die bestehenden Ordnungen, d. h. das bestehende Elend und die bestehende Knechtschaft als göttliche Ordnung heilig spreche und durch die Predigt der Ergebung jede Tatkraft lähme.

Auch hier also das Evangelium der Welt als das Evangelium der Gesunden, der Starken, der Lebensbejahung, der Arbeits- und Kampfesfreude! Hingegen das Evangelium Jesu als das Evangelium der Kranken, Schwachen, Lebensmüden. Eine ärgere Verwirrung ist kaum denkbar. Lassen sich denn die Grundsätze durchführen, welche das Evangelium der Weltkultur verkündigt? Man braucht sich nicht auf den Standpunkt der sittlichen Uneigennützigkeit zu erheben, um die Gemeinheit dieser Grundsätze einzusehen. Muß nicht gerade der Selbstsüchtige sich schauernd von diesen Grundsätzen abwenden, sobald er daran denkt, daß er sich selber, trotz aller Gesundheit und Kraft des Augenblicks, schon im nächsten Augenblick auf der Seite der Schwachen befinden kann? Wer hat das Recht, sich unbedingt unter die Starken und Gesunden zu rechnen? Gewiß, in einem bestimmten Augenblick und in dieser bestimmten Umgebung. Allein Zeit und Lage sind in stetem Wechsel. Sodann: Ist die Welt nicht von oben bis unten eine Steigerung der Kraft und des Könnens? eine Überordnung ohne absoluten Unterschied von Starken und Schwachen? Was dem einen gegenüber stark ist, ist dem andern gegenüber schwach. Was in der Kindheit schwach ist, wird in der Altersreife stark. Was heute gesund ist, wird morgen vom Siedtum ergriffen. Eine Welt, welche vom Gesetz der Vielzahl gegliedert und vom Gesetz der Entwicklung beseelt ist,

duldet den reinen Unterschied von Stark und Schwach, von Gesund und Krank nicht. Es gibt nur eine Gesundheit: sie heißt Unsterblichkeit. Was sterben muß, wird eines Tags dem Siechtum verfallen. Es gibt nur eine Stärke: die innere Freiheit gegenüber allem Vergänglichem, die innere Erhebung zu Gott als dem einzig wahren Lebensinhalt. Der Gottesträger ist der allein Starke; der Christophoros ist der einzig Gesunde. Es gibt nur eine Würde: die gottebenbildliche Persönlichkeit. Liebe ist die persönliche Gesinnung, welche die Persönlichkeit auch im Elendesten als Selbstzweck achtet und gewillt ist, die Erfüllung dieses Selbstzweckes in wahren Geistesleben nach Kräften herbeizuführen.

Sodann: was haben die Starken und Gesunden von der rücksichtslosen Ausbeutung der Schwächeren, von der Unterdrückung derer, an denen sich ihre Übermacht auswirkt? Innere Bereicherung? Innere Steigerung der Würde und Macht? Keines von beidem. Nur Nahrung der Vergänglichkeit und die Steigerung der Gier infolge der Nichtbefriedigung an dem Bisherigen. Die Hemmung und Ausbeutung der andern kann doch unmöglich innerliches Wachstum und Glück des persönlichen Geistes sein. Die Kultur der Selbstsucht ist Kultur des Todes, Pflege der Vergänglichkeit. Die Kultur der Liebe ist die Pflege eines unvergänglichen Lebens. Es ist wahr: Die Kultur der Welt schmeichelt dem Starken und Übermütigen: aber sie ruft nur zum Leben, um es von innen heraus wie von außen her zu verzehren. Das Evangelium Jesu erschreckt die Gesunden und Lebensfrohen, aber nur, um sie vor der innern Säulnis und Verwesung zu bewahren.

Roms Kultur war eine Kultur rücksichtsloser Kraft. Sie ist in ihrer eigenen Ohnmacht zusammengebrochen. Sie mußte es: weil jede nach außen gerichtete Tatkraft als ihre letzte Frucht den Despotismus eines Übermenschen erzeugt und die Masse zum geistigen Sklaventum herabwürdigt. Die Tatkraft rücksichtslosen Auslebens seiner selbst zehrt sich selber auf. Das weltbeherrschende Rom ist der Beweis dafür. — Keine Kultur scheint so bezaubernd und gesund, so heiter und reich, wie die sinnesfreudige Kultur Griechenlands. Mit Sehnsucht wurde und wird sie darum von vielen Geistern zurückgerufen: als die Kultur der schönen Sinnlichkeit, als die Kultur des Schönen selbst. — Und doch würden vielleicht diese Sehnsüchtigen am schmerzlichsten enttäuscht werden, wenn die Kultur des alten Hellas zurückkehrte. Denn unterdes hat die Menschheit

mit den Besten Griechenlands, mit Äschylos und Platon, den tiefen Ernst des Lebens kennen gelernt und hat es erfahren, daß es im Menschenleben eine Aufgabe von unendlicher Tragweite gilt. Die schöne Sinnlichkeit der altgriechischen Lebensanschauung, soweit sie überhaupt wirklich war, war eben doch nur ein heiteres Spiel, ein Genuß des Lebens, der an der Oberfläche der Wirklichkeit haften blieb. Aber der moderne Geist hat unterdes, ob gläubig oder ungläubig, in der Schule des Evangeliums die Tiefen und Abgründe der Wirklichkeit, ihrer Fragen und Aufgaben, gelernt. Er fordert darum ein Leben, Denken und Streben aus der abgründigen Tiefe heraus.

Das Evangelium setzt der Tatkraft die höchsten Ziele, und eröffnet dem Wettbewerb der Kräfte einen Wirkungskreis ohne Grenzen: nämlich das Reich Gottes! Was ist größer und schwerer als diese Kulturaufgabe? Was erfordert mehr Wagemut des Denkens, der Erfindungskraft, der ausführenden Tatkraft und der fürsorgenden Liebe? Wenn frühere Perioden sich aus menschlicher Schwäche und unter dem Einfluß zeitgeschichtlicher Aufgaben und Gegensätze auf gewisse Formen und Richtungen einschränkten, so ist diese Beschränktheit ihrer Auffassung keine Beschränktheit des Evangeliums vom Gottesreiche selber! Weder das Altertum noch die Neuzeit hat wirklich fruchtbare Grundsätze, lebenwirkende Kräfte entwickelt, die wir nicht bereits im Evangelium nachgewiesen hätten. Wohl aber leidet der Geist des modernen Kulturstrebens selbst an einer wesentlichen Schwäche und Schranke, wenn er mit dem Geist der Liebe und der Kulturaufgabe des Evangeliums verglichen wird.

Leben und Leben lassen: gilt als das Grundgesetz des Fortschritts im modernen Sinne. Mit Recht hat man gesagt, es müsse richtiger lauten: „Leben und verderben lassen!“ Sich selbst zur Geltung bringen, auch wenn andere darüber zugrunde gehen! Die Tatkraft ist gut, aber sie leidet an der Rücksichtslosigkeit, welche Verderben wirkt. Was indes vernichtend, hemmend, zerstörend wirkt, ist vom Übel. Diesen Gegensatz, der den Wert der Tatkraft sehr bedenklich einschränkt, überwindet die im Diesseits befangene Weltanschauung der Moderne nicht. Darum ist die unbeschränkte Herausforderung und Entwicklung der schaffenden Tatkraft nicht nur segenschaffend, sondern auch verderbenbringend. Zunächst für den Nebenmenschen, im Grunde aber auch

für die eigene Persönlichkeit. Denn sie wird zwar durch das Ungezügeltum und die Schrankenlosigkeit weltlichen Strebens um weltliche Güter in steter Spannung gehalten und rastlos vorwärts gedrängt, aber nicht um ins Unendliche zu wachsen, sondern um schließlich aufgezehrt zu werden und unterzugehen. Die moderne Kultur verkündigt die schrankenlose Entwicklung der Persönlichkeit, aber nur, um sie dem Schicksal der Vergänglichkeit und damit der Bedeutungslosigkeit zu überantworten. Die Welt des Diesseits ist zu eng, zu arm, zu haltlos, um eine schrankenlose Lebensentwicklung, sei es als Tatkraft, Besitz oder Fortschritt zu gestalten. Der Glaube an die Unsterblichkeit ist und war zwar fast allgemein; allein er war und ist nicht bestimmend für die ganze Welt- und Lebensanschauung; er war und ist nicht seiner Bedeutung gemäß in die Mitte des Denkens und Werdens gerückt. Das war die Tat Jesu. Er betrachtete den Menschen von der Unsterblichkeit aus. Damit war die höchste Innerlichkeit, Tatkraft und Liebe gefordert. Je mehr der Mensch wächst, desto mehr muß auch die Arbeit und die Liebe wachsen: denn nur durch sie kann und soll die Menschheit werden, was ihr als Ziel ins Innere geschrieben ist.

Jesus verkündigte das Gottesreich in der Innerlichkeit der Seele. Damit war eine Lebensaufgabe und eine Hoffnung gegeben, die mit voller Bestimmtheit den unendlichen Gott als den Lebensinhalt bezeichnete, den jeder sich zu erarbeiten habe. Damit war dem edlen Drang des Wirkens, des Erwerbens, des Aufwärtstrebens ein Ziel geboten, das durch seine Unendlichkeit und Ewigkeit alle weltlichen Güter überbot, wie es durch seine Geistigkeit viel inniger geeignet war, zum Besitz und Genuß, zum Leben und Wesen des Menschen zu werden. Was geht tiefer in unser Innerstes ein, als was wir in unser bewußtes Erkennen und Fühlen aufnehmen? Weil dieser Lebensinhalt der unsterblichen Seele nicht eine willenlose Sache, sondern lebendige Vatergüte und Heiligkeit ist, wird alle Selbstsucht und neidische Gegensätzlichkeit von dem Ringen um das Erbe des Gottesreiches ausgeschlossen. Der Mammon trennt, weil er nicht jedem zugleich und ungeteilt zum Besitz werden kann: der Gewinn des einen ist der Verlust des andern. Gott einigt und verbindet, weil er der Vater, der Geber, die Liebe ist. Jeder besitzt ihn um so reicher, je mehr er mitwirkt und sich freut, daß ihn der andere zum Lebensgut gewinne. Die Liebe

vervielfältigt durch die geistige Wechseldurchdringung der Interessen den Lebensinhalt und die Lebenskraft aller Glieder der großen Gottesgemeinde. Der unendliche Wert der Einzelseele und die ewige Lebensaufgabe für Gottes Gemeinschaft begründen die Würde der Persönlichkeit, auch beim geringsten. Sie begründen aber wegen der geistig-sittlichen Natur des gemeinsamen Lebenszieles die Wechselgemeinschaft und Wechseldurchdringung aller einzelpersönlichen Interessen. Damit tritt im Reiche Gottes das Grundgesetz der Liebe an die Stelle des in der Welt herrschenden Prinzips der Selbstsucht. Weil die Innerlichkeit das Organ des Gottesreiches oder des gottzugewandten Lebens, Erwerbens und Wirkens ist, darum ist keine Beeinträchtigung des einen durch den andern möglich. Die Innerlichkeit ist nämlich weder Organ des Stoffwechsels noch der mechanischen Ausgleichung und Teilung, des Umsatzes durch gleichwertige Äquivalente, sondern die Anlage für das Ganze, für die Wiedergabe und Verwertung, Aneignung und Durchdringung der Wirklichkeit, ohne sie in ihrem eigenen Wesen und Leben zu beeinträchtigen. Die Innerlichkeit ist die Kraft und Form, um selber alles zu werden und das Leben aller zu leben, ohne sein Selbst zu verlieren und anderer Selbst zu gefährden.

Damit ist der Tatkraft eines jeden eine unbegrenzte Entfaltung und eine Auswirkung ins unendliche eröffnet, ohne daß die andern eine Beschränkung und Schädigung ihres eigenen Auslebens zu besorgen hätten. Denn der schrankenlose Wettbewerb im Gottesreich macht jeden für sich um so reicher, je mehr er den andern bereichert. Der Grundsatz lautet da: „Leben heißt Lieben!“ Leben heißt Leben fördern; die eigene Persönlichkeit gewinnt durch nichts so sehr nach Umfang wie Kraft, als durch die ursächliche Tatkraft und Hochherzigkeit im Dienste der andern und der Gesamtheit. Denn das eigene Innere gewinnt um so mehr, je mehr es nach außen Tatkraft und Wirken entwickelt — in der Wonne ursächlichen Wirkens, welche durch keine Erwägung, wer den ersten und unmittelbaren Nutzen davon habe, zurückgehalten wird. Dieser engherzige Gedanke schleicht auch an die Edelsten heran: er verhindert und lähmt allzu oft das hochherzige Wirken und Streben. Das Brandopfer der Lebensarbeit wird um so vollkommener geleistet, je weniger man sich von der Frage ängstigen läßt: Wird es etwas nützen oder nicht? Man muß eben mit sorglosem Wagemut für die Wahrheit und das Ganze sein Leben aus-

wirken — um der Wahrheit und des Ganzen willen: mag daraus werden was will. „Wenn ihr alles getan habt, dann denket: Wir sind unnütze Knechte. Wir haben, indem wir gearbeitet haben, nur getan, was unsere Pflicht war.“ Wir dürfen hinzufügen: „Wir haben nur getan, was unsere Pflicht und Ehre war.“ Luc. 17, 10.

Die Ursächlichkeit und Tatkraft fruchtbaren Schaffens wird durch nichts so gefördert als durch die selbstlose Liebe: weil die Ursächlichkeit selber im tiefsten Sinne Liebe ist. Liebe ist Selbstmitteilung. Ursache und Tätigkeit ist Selbstmitteilung. Das Reich Gottes ist also das Ideal des Lebens, weil es Innerlichkeit, Tatkraft und Liebe ist. Es ist die Kulturaufgabe im höchsten Sinn, weil es die Arbeit an der unsterblichen Persönlichkeit, am Erwerb der Unendlichkeit und aller Wahrheit, an der Herstellung des höchsten Kunstwerkes, des Ebenbildes Gottes ist. Was als Kraft und als Wert für die Entwicklung des Menschen, sowohl insofern er Einzelpersönlichkeit wie Gemeinschaftswesen ist, in Betracht kommt, findet sich im höheren, reineren und unvergänglichen Sinn in der Kulturaufgabe des Gottesreiches Jesu wieder. Die Gleichnisse und Lehrworte des Lufas-evangeliums sind der Beweis dafür. Sie übertragen die Ideale der Welt und ihrer Kultur in unmittelbarer Verwertung auf das Gottesreich, wo sie ihr Gift verlieren und ihren bezaubernden Reiz erst wahrhaft gewinnen.

An Fülle des Inhalts gewinnen die Kulturziele und damit das Gesamtinteresse der Menschheit demnach um so mehr, je weniger die Einzelpersönlichkeit von der Kultur als Mittel zum Zweck, als Werkzeug des Ganzen ausgenützt wird. Die wahre Kultur hat den Einzelmenschen als Gotteskämpfer und Christusträger, als Theomachos und Christophoros, als Selbstzweck mit selbständigen Interessen, als Träger einer verborgenen Innerlichkeit zu achten und zu fördern, welche die Unendlichkeit zu erobern hat und allein der Unvergänglichkeit fähig ist. Deshalb ist die Einzelseele jeder irdischen Großmacht überlegen. Aber darum gilt im Gottesreich doch nicht der Individualismus. Denn Persönlichkeit ist ebenso Für-einander-sein, wie Für-sich-selber-sein. Im Gottesreich wird der Tatkraft die Möglichkeit und Aufgabe gestellt, das Ideal des Gemeinschaftslebens nach allen Richtungen und in allen Formen in bezug auf den unvergänglichen Lebensinhalt durchzuführen, wie dies in bezug auf die vergänglichen

Lebensverhältnisse in den Gesellschaftsformen und Staatenbildungen der irdischen Menschheitsentwicklung geschieht.

Das Lukasevangelium ist dem Kulturstreben keineswegs fremd und feindlich: vielmehr erhebt es alle Güter und Kräfte, alle Richtungen und Formen des Kulturlebens, Besitz und Arbeit aus der Niederung des trügerischen Scheines, der Leibeigenschaft und Vergänglichkeit in die lichte Höhe unvergänglicher Güter und unbegrenzten Strebens mit der ganzen Kraft der Einzelpersönlichkeit, aber auch mit der Pflicht der Gemeinschaftsbildung. In sich geschlossen zur Selbständigkeit, aber nicht abgeschlossen zur Selbstsucht! Das Lukasevangelium als das Evangelium der Liebe ist die große Urkunde, daß Jesus der Begründer der höchsten Kultur ist. Die Liebe soll die Seele aller Rechtsordnungen sein; die Arbeit soll den Menschen unsterblich machen, weil sie, von der Liebe zu dem Unvergänglichen beseelt, unvergängliche Werte schafft und ein Gemeinschaftsleben aller unsterblichen Seelen erstrebt, die in dem Abendmahl einer unerschöpflichen Lebensaufgabe vereinigt sind.

Erst zum geringsten Teil mag die Aufgabe gelöst erscheinen, die dem Reiche Gottes auf Erden gestellt ist: die Liebe, welche selbstlose Werte schafft und mitteilt, selbständige Persönlichkeiten weckt und fördert, welche die Hilfsbedürftigkeit bekämpft durch die Hilfe, die sie der Not des Augenblicks und der fortdauernden Schwäche spendet, durch die Kraft, zu der sie die Fähigen erzieht, um die Not der Zukunft fernzuhalten, diese Liebe mag noch viele Formen ausprägen und erlernen müssen, um im höchsten Sinne eine hohe Schule der Tatkraft und der Selbständigkeit, der Innerlichkeit und der vollkommenen Persönlichkeit zu werden. Allein diejenigen haben am wenigsten ein Recht, in dieser Notwendigkeit des stetigen Fortschritts einen Mangel des Gottesreiches zu erblicken, welche (mit Recht) selbst den Grundsatz vertreten: Die Aufgaben seien bessere Liebeserweise als die fertig dargereichten Gaben. Die Liebe fängt mit dem Almosengeben an und wird wohl immer damit anfangen müssen: aber deshalb wird sie nicht ihrer höchsten Aufgabe vergessen, vollkommene und selbständige Persönlichkeiten zu schaffen, die des Almosens und der Krankenpflege, des Mitleids und der Hilfe nicht mehr bedürfen. Nicht die Form der Liebe ist es, die das Gottesreich ausmacht, sondern der Geist

der Liebe, der überall zur Abwehr des Übels und zur Schaffung des Guten tatkräftig eingreift, soweit er kann: wo Hilfe not tut, durch das Almosen der Hilfe; soweit möglich durch die planmäßige Fürsorge, daß möglichst Wenige fremder Hilfe und Almosen bedürfen.

Allein man übersehe es nicht: der Geist, der im weitesten Umfang und ohne Eigennutz selbständige und gesunde Persönlichkeiten heranbildet, ist nicht der Geist des modernen Individualismus und Persönlichkeitskultus, auch nicht der modernen Humanität, sondern der Geist des erbarmenden Heilandes, wie ihn das Lukasevangelium schildert: „Der Geist des Herrn ist über mir: darum hat er mich gesalbt und gesandt, um den Armen die frohe Botschaft zu verkünden“: um die Armut scheinbaren Reichtums in wahren Reichtum, die Blindheit vermeintlichen Sehens in wahre Erkenntnis zu verwandeln, um dem Eifer eines der Vergänglichkeit verfallenen Ringens den allein unvergänglichen Lebensinhalt zu geben, einen Lebensinhalt, der die unsterblich macht, die sich um ihn arbeitend bemühen, und ihnen zugleich mit der Gabe der Unsterblichkeit die Aufgabe einer unerschöpflichen Arbeit und Liebe gibt. Das Lukasevangelium bekämpft die Kultur dieser Welt, weil sie die Kultur der Selbstsucht und darum der Vergänglichkeit ist. Es verkündet die Kultur der Liebe, die allein eine Kultur unvergänglicher Werte und Kräfte bedeutet.
